

# Ecce Mater Tua

## Von der Dimension der Mutterschaft im Reich Gottes

Wolfgang Beinert, Regensburg

### *Die Thematik*

In seiner Marien-Enzyklika „Redemptoris Mater“ vom 25. März 1987 behandelt Johannes Paul II. im ersten Teil „Maria im Geheimnis Christi“. Er sieht ihre Stellung umrissen durch drei neutestamentliche Texte, die sich auf sie beziehen bzw. über sie ausgesagt werden. Am Anfang spricht er unter dem Stichwort „Voll der Gnade“ über die Erwählung zur Mutter der zweiten göttlichen Person. Dann beschreibt der Papst Maria als jene, die „den Pilgerweg des Glaubens“ ging – ein Ausdruck aus der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“. Die biblische Referenz lautet: „Selig ist, die geglaubt hat“. An letzter Stelle bezieht sich der Autor auf das Wort Jesu am Kreuz, das wir zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung machen: „Ecce mater tua – Siehe, deine Mutter“. Im folgenden soll weder eine geistliche Meditation noch ein bloßer Sachkommentar zu den päpstlichen Worten geboten, wohl aber der Versuch unternommen werden, aus meditativem Geist und in Gewichtung der Marienlehre des Rundschreibens theologische Reflexionen vorzulegen.

Da sticht nun der im Titel doppelt vorkommende Begriff Mutter bzw. Mutterschaft ins Auge. Er weist auf eine Problemstellung, die heute zu den für unsere Gesellschaft wie für unsere Kirche bedrängendsten zu zählen ist: die Bedeutung und Rolle der Geschlechter. Das wäre der eigentliche Fragepunkt; freilich wird er, nicht ohne Gründe, meistens verkürzt auf die Titulierung „Die Frau in der Kirche“. Die Sache selber wird nicht weniger dringlich, wenn diese Worte wie kaum andere geeignet sind, Emotionen zu wecken – in die eine wie in die andere Richtung. Die einen haben da ihr Lieblingsthema gefunden, von dem sie um alles in der Welt nicht mehr lassen wollen; die anderen sehen einfach rot. Wer das Thema anspricht, kommt in Gefahr, als Feminist(in) angesehen zu werden – für die einen ein Ehrentitel, für die anderen fast schon ein Ketzerhut. Nun ist man noch lange kein Grüner, wenn man sich Sorgen um die Natur macht, kein Kommunist, wenn man gegen ungerechte Ausbeutung ist, kein Hypochonder, wenn man etwas gegen das Rauchen hat – und auch noch lange kein Christ, wenn man gegen die Abtreibung plädiert. Die genannten Bewegungen und Gruppierungen machen nur je auf ein großes Problem besonders nachdrücklich aufmerksam – und die Nachdrücklichkeit kommt dann von den je unterschiedlichen weltanschaulichen Fundamenten. Aber sie haben das Problem nicht geschaffen und sie haben kein Monopol auf die Beschäftigung und erst recht nicht auf die Lösung. Das gilt auch hier. Die feministische Bewegung hat auf eine Mangelerscheinung in unserer Kultur aufmerksam gemacht, und sofern sie sich als

feministische Theologie versteht, auch darauf, daß sie in der Kirche existiert. Dieses Defizit hat verschiedene Symptome, die uns hier nicht weiter interessieren sollen. Es hat aber auch eine Ursache – und auf diese möchte ich unter anderem aufmerksam machen. Es geht um das Bild vom Menschen, der dual angelegt ist; die Antwort auf die daraus entstehende anthropologische und kulturelle Problematik ist im Horizont des Christentums zu suchen. Gerade unsere Religion ermächtigt uns in besonderer Weise dazu: eine Frau, eine Mutter gehört unablässig ins christliche Glaubensbekenntnis hinein. Man kann die christliche Botschaft nicht hinreichend deutlich und präzise aussprechen, wenn man nicht auch bekennt: „Geboren von der Jungfrau Maria“. Dabei waren sich die Christen immer klar, daß dieser Satz mehr ist als eine biographische Angabe und daß er auf einer ganz anderen Ebene liegt als etwa jener zweite Satz in den Symbola, in dem auf eine geschichtliche Persönlichkeit abgehoben ist: „Gelitten unter Pontius Pilatus“. Mutterschaft hat, so können wir nun unseren Titel in einem ersten vertieften Verständnis aufnehmen, jedenfalls eine neue Dimension im Reich Gottes.

Es ist zu präzisieren, welche. Wir versuchen dies in folgenden Schritten: Wir fragen nach der Rolle von Mutter und Mutterschaft in der Heiligen Schrift zunächst ganz allgemein. Dann untersuchen wir die Aussagen über die Mutterschaft Marias. In einem dritten Schritt lassen wir uns von den gewonnenen Daten sagen, welche Bedeutung die Geschlechtlichkeit des Menschen nach christlichem Verständnis besitzt. Welche Konsequenzen sich daraus für die Frauen heute, besonders die Ordenschristinnen ergeben, soll abschließend angeschnitten werden.

### *Mutter und Mutterschaft in der Heiligen Schrift*

Die Erfahrung von Mutterliebe und Muttergüte gehört in allen Kulturen und Epochen zu den Grunderlebnissen der Menschen. Allenthalben wird darum auch das Lob der Mutter gesungen, die Ehre der Mutter gewahrt, die Mutterschaft als eine menschliche Hochform angesehen. Das gilt auch für die Bibel. Thematisiert wird das vornehmlich im Alten Testament; das Neue übernimmt grundsätzlich die dort gemachten Aussagen. Mutter zu werden, Kinder zu haben gilt als höchste Erfüllung des Frauseins für die Hebräerinnen. Kinderlosigkeit ist Schande. Man kann die Stellen nicht alle aufzählen, die diese Sätze belegen (vgl. z. B. Gen 24,60; 30,1; 1 Sam 1,6ff.; Ps 113,9). Dieser Wertschätzung korrespondiert die Kindesliebe, die auch im Neuen Testament eingeschärft wird (Mt 15,4–9 par; Kol 3,20f.; Eph 6,1–4).

Wie auch in anderen Kulturbereichen wird darum Mutter und Mutterschaft auch in der Urkunde unseres Glaubens zu einem metaphorischen Begriff. Näherhin steht er für drei geistliche Wirklichkeiten:

### *(1) für das göttliche Verhalten:*

Die Liebe und die Weisheit Gottes werden nicht selten unter mütterlichen Bildern veranschaulicht. So wenig eine Mutter ihre Kinder vergißt, so wenig, ja noch viel weniger vergißt Jahwe seines Volkes (Jes 49,15). „Wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, so tröste ich euch“, sagt er in einem der letzten Verse des Jesaja-Buches (66,13). Die göttliche Gnade heißt oft *ra h a m i m*, d. h. eigentlich Mutterschoß (vgl. Ps 25,6; 116,5). Die aus dem Mund Gottes hervorgehende, in geheimnisvoller Weise ihn repräsentierende *Weisheit* wendet sich an die Menschen wie eine Mutter an ihre Kinder (Spr 8–9; Sir 15,2f.). Das sind nur die bekanntesten Stellen. Die amerikanische Theologin Virginia R. Mollenkott hat (so der Untertitel ihrer Schrift) „vergessene Gottesbilder der Bibel“ zusammengestellt, die sie zu der natürlich provokanten Frage führen, die der Titel ihres Buches ist: „Gott eine Frau?“ (München 1985). Solche vergessenen Bilder sind, schaut man nur ins Inhaltsverzeichnis, Gott als gebärende und stillende Mutter, als Haushälterin, Adler- und Bärenmutter oder als Henne. Tatsächlich hat ja Johannes Paul I. in einer Audienz am 10. September 1978 gesagt: Gott „ist unser Vater; noch mehr, er ist uns auch Mutter“ (W. Beinert [Hrsg.], *Frauenbefreiung und Kirche*, Regensburg 1984, 176).

### *(2) für die messianische Ordnung:*

Schon in Gen 3,15 ist von einer Mutter die Rede, deren Sohn der Schlange den Kopf zertreten wird. Eine wichtige Rolle spielen die unfruchtbaren Mütter, denen durch die Initiative Gottes Kinder geschenkt werden. Von Bedeutung ist auch die Immanuel-Mutter, von der Jes 7,14 spricht. Im Neuen Testament wurden diese Andeutungen aufgenommen und wenigstens teilweise auf die Messias-Mutter Maria gedeutet; erst recht geschah dies in der nachbiblischen Allegorese.

### *(3) für die Kirche:*

Jerusalem, die politisch-geistliche Hauptstadt Israels wird recht häufig als mütterlich bezeichnet (z. B. Gen 24,60; 2 Sam 10,9; Ps 87,5; Jes 54,1). Als diese Mutter untreu wird (Lk 13,34 par; 19,41–44), tritt ein anderes Jerusalem „von oben“ an seine Stelle, das nun unsere Mutter in Wahrheit ist, vom Himmel selbst geschenkt (vgl. Gal 4,26 und Apok 21,2). Prototyp der „Mutter der Kirche“ ist dann das geheimnisvolle Weib aus der Apokalypse (Kap. 12), das in der Verbindung zu der vorgenannten zweiten geistlichen Wirklichkeit seit dem 12. Jahrhundert auch mit Maria identifiziert wird – sicher im Sinn einer historisch-kritischen Exegese nicht zu Recht. Die mysteriöse Frau aus der Offenbarung zeigt sich als die Mutter der Lebenden und Gläubenden.

Bei dieser metaphorischen Verwendung fällt uns auf, daß die Übertragung des Bildes von der Sexualität selber abstrahiert. Gott wird mit einer Mutter verglichen, aber er ist keine Frau – er wird auch mit einem Vater verglichen und ist kein Mann. Ebenso schreibt das Neue Testament den Aposteln und Jüngern mütterliche Empfindungen zu, obschon diese doch ganz eindeutig Männer sind. So sagt Jesus, daß ihre Bekümmertheit vor seinem Tod der Kümmernis einer Mutter vor der Geburt gleicht und sich ebenso in Freude auflösen wird (Joh 16,20–22). Paulus sagt – für unsere Ohren immer noch recht drastisch –, die Galater seien seine Kinder, „für die ich von neuem Geburtswehen erleide, bis Christus in euch Gestalt annimmt“ (Gal 4,19). An einer anderen Stelle heißt es: „Wie eine Mutter für ihre Kinder sorgt, so waren wir euch zugetan und wollten euch nicht nur am Evangelium Gottes teilhaben lassen, sondern auch an unserem eigenen Leben; denn ihr wart uns sehr lieb geworden“ (1 Thess 2,7f.). Alle, die zu Christus gehören und missionarisch tätig sind, haben mütterliche Funktionen – das gilt unabhängig von ihrem biologischen Geschlecht. Mütterlichkeit, was immer das genau ist, gehört also offenbar zu den Weisen kirchlichen Wirkens. Sie ist eine Dimension in der Bereitung des Gottesreiches.

### *Die Mutterschaft Marias zu Jesus*

Als sich im 19. Jahrhundert eine wachsende Gefährdung der Familie abzeichnete, suchten kirchliche Kreise zuerst in Kanada, dann auch in anderen Regionen, die Heilige Familie als Vorbild zu propagieren; das führte dann zu einer Einführung eines eigenen Festes, das nach öfterem Hin und Her (auch einer zeitweiligen Abschaffung) schließlich auf den Sonntag zwischen Weihnachten und Neujahr bzw. auf den 30. Dezember gelegt worden ist. Der Leser der Heiligen Schrift tut sich freilich ein wenig schwer, im Neuen Testament Anhaltspunkte für ein harmonisches Familienleben bei Jesus, Maria und Josef zu finden oder auch nur eine familienfreundliche Haltung des Herrn auszumachen. Was die letztere angeht, so kann man Texte nicht überlesen wie diesen: „Ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter; und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig, und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,35–37 par). Was die Häuslichkeit in der nazaretaner Familie anlangt, so haben dazu die Nazarener des vorigen Jahrhunderts idyllische Bilder geliefert; sie haben nur den Nachteil, daß sie frei erfunden sind. Sieht man einmal davon ab, daß diesbezügliche Schilderungen den Absichten der Evangelien an sich schon fernliegen, so ist das wenige, was wir vom Verhältnis der Eltern und hier vor allem Marias (von Josef wird kaum etwas erzählt) wissen, nur zu der Aussage geeignet: zwischen Sohn und Mutter herrscht fast lebenslang eine Spannung!

Beinahe alle der relativ wenigen marianischen Perikopen bezeugen dies. Manchen von ihnen fanden auch lange keinen Eingang in kirchenamtliche Texte. Erst das Schlußkapitel von „Lumen gentium“ über die Mutter Gottes (Vaticanum II) hat auch einen Text wie Mk 3 zitiert, die sogenannte Verwandtenperikope (LG 58). Da wird zunächst berichtet, seine „Angehörigen“ hätten ihn für verrückt gehalten („Er ist von Sinnen“: V.21). Sie unternehmen alles, um ihn von seinem Weg abzubringen, der ihn, das konnte jeder mit klarem Verstand sehen, an den Galgen bringen würde. Die Angehörigen hatten nur zu recht. Unter ihnen ist auch seine Mutter. Der Evangelist sagt: „Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben vor dem Haus stehen und ließen ihn heraufzurufen“. Wegen der vielen Leute im Haus können sie ihren Wunsch nur über andere an Jesus gelangen lassen. Dieser hört sich den Wunsch an, macht offensichtlich eine Geste, die seine Hörer umfaßt und erwidert: „Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und er blickte auf die Menschen, die im Kreis um ihn herumsaßen, und sagte: Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter“ (Vv. 31–35). Die beiden anderen Synoptiker haben die Szene ziemlich entschärft; der Konflikt ist aber auch bei ihnen noch zu spüren. Was hat sich Maria bei dieser Abfuhr gedacht? Sie steht in einer Reihe anderer Zurückweisungen: diese beginnt eigentlich schon mit den von Lukas erzählten eigenartigen Begebenheiten bei seiner Geburt. Da kann sie nur staunen, sich wundern, nachdenken (Lk 2,18.19.33). Sie setzt sich bei der sehr scharfen Antwort des Heranwachsenden im Jerusalemer Tempel fort: „Wußtet ihr nicht . . .?“ Maria weiß ebenso wenig wie Josef: „Sie verstanden nicht, was er damit sagen wollte“ – der Zwölfjährige, der weggelaufen war (Lk 2,41–50). Sie bekommt eine Fortsetzung bei der Hochzeit zu Kana: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ (Joh 2,4). Konnte sie das verstehen? Konnte sie das Kreuz verstehen? Maria müßte ein eigenartig gefühlloser Mensch gewesen sein, wenn sie da nicht gegen ihr Schicksal irgendwie aufbegehrt hätte. Das Mittelalter wußte sehr wohl: „Stabat mater dolorosa iuxta crucem lacrimosa“ – und sind Schmerz und Tränen nicht auch immer ein Protest gegen das, was nicht sein soll?

Wir stehen damit schon bei der Szene des vierten Evangeliums, die unserem Aufsatz den Titel gegeben hat (Joh 19,25–27): „Ecce mater tua“. Sie bereitet den Exegeten große Schwierigkeiten – nicht bloß wegen der Frage, ob sie überhaupt als historisch anzusehen sei: nur Johannes weiß von Maria unter dem Kreuz; und er verbindet mit der Szene eine sehr dezidierte theologische Aussage. Diese aber ist die zweite Crux der Interpreten. Unbestritten handelt es sich um eine Art letztwilliger Verfügung des Gekreuzigten, die über die Stunde hinaus Geltung haben soll. Aber was verfügt er? Die Hinterbliebenenversorgung Marias, exegetisieren die einen ein wenig bieder; es gehe um die Kirche als Mutter, typisieren die anderen, Maria werde zur Mutter der Kirche oder zur Mutter aller Glaubenden eingesetzt, nehmen vor allem die Marienverehrer an. Aber das tun sie erst seit dem 12. Jahrhundert. Auf den Evangelisten können sie sich kaum stützen. Rudolf Schnackenburg, der

wohl beste gegenwärtige Kenner der johanneischen Schriften im katholischen Raum, sieht in der Weisung des Sterbenden die Übergabe des heilsempfänglichen Teils Israels an die Jüngerautorität („Siehe, deinen Sohn“) bzw. die Rückverweisung der jungen Kirche an ihre alttestamentlichen Ursprünge („Siehe, deine Mutter“). Maria wird hier zur Repräsentantin der Heilssuchenden, die aber je auf die institutionalisierte Kirche verwiesen werden. Wenn diese Deutung stimmt, wäre sie noch einmal eine Bestätigung dafür, daß der Sohn nicht aus romantischer Kindesliebe handelt, sondern in strenger Treue zum Willen Gottes, der alle anderen Rücksichten ausschließt. Er wird dadurch zum Zeugen seiner eigenen Worte: Wer andere mehr liebt, ist seiner nicht wert.

Manche fromme Vorstellung, manches liebevolle Bild wird durch die Schrifttexte zerstört, liest man diese nur so, wie sie dastehen, und nicht vor dem Goldglanz mittelalterlicher Retabeln und vor der betulichen Innigkeit der Marienminne der Romantik. Was da zerbricht, ist nicht ohne Wert, aber was hinter solchen Ruinen sichtbar wird, ist um ein Unendliches kostbarer. Absage wird dem menschlichen Harmoniebedürfnis erteilt, doch diese Absage ist die Zusage der göttlichen Gnade an Maria – und diese hat exemplarische Bedeutung für alle Christen. Die marianischen Texte, die wir angeführt haben, sind nur die konsequente und geradlinige Fortführung der Grundaussage über die Mutter Jesu: Sie wird von Gott erwählt und sie nimmt diese Erwählung an. Gottes Liebe fragt an und erfährt eine liebende Antwort. Nun ist aber die einzige Weise, wie der Mensch einigermaßen adäquat der liebenden Erwählung Gottes antworten kann, der Glaube. Er spricht sich – für uns vernehmbar – erstmals im „Fiat“ aus: Was da aber geschehen soll, stellt höchste personale Anforderungen an Maria. Sie kann damals noch nicht verstehen und wird auch später, wir sahen es, immer wieder nicht verstehen – aber immer hat sie akzeptiert, was an und mit ihr geschah. Sie lebt darin die Grundstruktur des Glaubens: er ist Helle, weil der Mensch in ihm Gottes inne wird; er ist zugleich Dunkel, weil der Mensch des Glanzes Gottes doch nicht ansichtig wird. Es bleibt, so hat es der Cusaner ausgedrückt, die „docta ignorantia“. Das Vaticanum II hat in einer sehr schönen und hell-sichtigen Formulierung gesagt: „Sie ging den Pilgerweg des Glaubens“ (LG 58). Die Marien-Enzyklika „Redemptoris Mater“ greift sie auf und macht sie zum Leitmotiv. Man muß unter dieser Perspektive jetzt eigentlich die Lektüre des Abschnittes I/3 vornehmen, der diese Wirklichkeit an Hand der Marienperikopen des Neuen Testaments aufzeigt (Nr. 20–24). Jesus will, erklärt Johannes Paul II. angelegentlich der Seligpreisung der Frau aus dem Volke, „die Aufmerksamkeit von der als leibliche Bindung verstandenen Mutterschaft ablenken, um auf jene geheimnisvollen geistigen Bande hinzuweisen, die sich im Hören und Befolgen des Wortes Gottes ereignen“ (Nr. 20). Damit werden die menschlichen Werte in Wahrheit nicht aufgehoben, sondern überhöht.

Das gilt auch und gerade für die Mutterschaft. Sie hört nicht auf; sie bekommt, sagt der Autor der Enzyklika, eine „neue Dimension“, die ihrerseits erschlossen wird durch die in Jesus angebrochene neue Wirklichkeit des Rei-

ches Gottes. Der Text verdient unsere gespannte Aufmerksamkeit: „Reich Gottes‘ und ‚Dinge des Vaters‘ sind . . . eine neue Dimension und eine neue Sinnggebung für all das, was menschlich ist, und somit auch für jede menschliche Bindung hinsichtlich der Ziele und Aufgaben, die jedem Menschen gestellt sind. In dieser neuen Dimension bedeutet auch eine Bindung wie jene der ‚Brüderlichkeit‘ etwas anderes als das ‚Brudersein nach dem Fleisch‘, das durch die gemeinsame Abstammung von denselben Eltern bestimmt wird. Und sogar die ‚Mutterschaft‘ enthält in der Dimension des Reiches Gottes, im Licht der Vaterschaft Gottes selbst, einen anderen Sinn. Mit den von Lukas berichteten Worten lehrt Jesus genau diesen neuen Sinn von Mutterschaft“ (Nr. 20). Gemeint ist die Stelle Lk 8,20f., die Parallele der markinischen Verwandtenperikope. Zu den wahren Verwandten Jesu gehören alle, die das Wort Gottes hören und danach handeln. Maria gehört zu diesen wahren Verwandten, alles andere ist beiläufig, wenn auch historisch natürlich im Blick auf die konkrete Berufung von höchster Wichtigkeit. Aber nicht historische Konstellationen als solche führen in die familia Dei, sondern die Weise, wie man in ihnen je den Willen Gottes austrägt – ein Bild aus dem Bereich der Mutterschaft. Andere klassische Begriffe dafür sind „Nachfolge“ oder „Jüngerschaft“. Der Papst benutzt diesen gegen Ende der laufend zitierten Nummer 20 von „Redemptoris Mater“: „Maria, die Mutter, wurde so in gewissem Sinn die erste ‚Jüngerin‘ ihres Sohnes, die erste, der er zu sagen schien: ‚Folge mir nach‘, noch bevor er diesen Ruf an die Apostel oder an jemand anderen richtete (vgl. Joh 1,43)“.

Nun ist die Kategorie des „Ersten“ im Raum der biblischen Theologie sehr oft mehr als nur ein Zahlbegriff. Adam als erster Mensch ist nicht bloß einer neben dem zweiten, dritten und achthundertmillionsten Menschen, sondern der Grund, die Ursache für die folgenden: es ist nach alter Auffassung der Stammvater, dessen Tun und Lassen bleibende Konsequenzen für jene besitzt. Die Kirche hat auch der Mutter des Herrn sehr bald solche Primärfunktion zuerkannt. Schon im 2. Jahrhundert beginnt neben der neutestamentlichen Parallelisierung von Adam und Christus die von Eva und Maria – beide sind in ihrer Weise Stammütter. Im platonischen Urbild-Abbild-Denken werden solche Bezüge mit den Begriffen Typos-Antitypos verdeutlicht: der Typos steht dabei mit dem Antitypos in einem kausalen Zusammenhang. Das Abbild ist ein solches, weil in ihm das Urbild wirksam wird. Umgekehrt repräsentiert dann das Urbild real das Abbild. Ambrosius kann dann in dieser Bild-Philosophie Maria den Typos der Kirche nennen: die Bezeichnung wurde bekanntlich vom Vaticanum II wieder aufgegriffen (LG 63). Maria hat danach nicht bloß eine Ähnlichkeit zur Kirche, sondern sie ist schon in ihrer Hingabe an Gott die anfanghafte und wirkmächtige Realisierung der neutestamentlichen Kirche. Näherhin wird diese beschrieben als die Gemeinde derer, die eine sowohl jungfräuliche wie mütterliche Haltung haben. Die Jungfräulichkeit ist dann das Zeichen der ungeteilten Hingabe an Gott, die Mutterschaft der Ausdruck für die Fruchtbarkeit dieser Hingabe im Blick auf die Menschheit.

## *Die Bedeutung der Geschlechtlichkeit für den Menschen*

Auch wenn man es heute sehr oft lesen und hören kann, wird es nicht weniger wahr: Obschon Maria eine eminente Stellung in der christlichen Theologie und Frömmigkeit besitzt, hat man kaum je echte Konsequenzen für das Verhältnis der Geschlechter im christlichen Verständnis gezogen. Hier blieb das vorchristliche patriarchalische Weltbild bestehen, ja es wurde noch ausgebaut – und das nicht zuletzt unter Berufung auf die Mariologie. Gott stand scheinbar immer auf Seiten des Mannes: er hatte Adam ersterschaffen, er hatte den Logos männlich inkarnieren lassen; Männer waren auch die ersten Kirchenleiter. Zwar hatten alle diese Männer irgendwie auch eine Frau als Pendant – Eva, Maria, die bräutliche Gemeinde –, aber diese wurde je von der männlichen Seite her definiert: und an deren Anfang stand allemal Gott. Das System erschien somit als gottgewollt. Es durchzuhalten, ist den Männern nicht immer leicht gefallen. Faktisch wurde dann Maria eingesetzt – man darf es einmal so scharf sagen –, um die Frauen zu disziplinieren. Jetzt wird das Bild von der demütigen, allezeit gehorsamen, in der Sohnessorge sich verzehrenden Frau lebhaft ausgemalt und koloriert. Dabei wurde sie in immer unerreichbarere Höhe emporgehoben. Die sogenannte „christotypistische“ Mariologie näherte die Mutter dem Sohn bis fast zur Identität an. Zwar leugnete sie nicht, daß Maria auch Glied der Kirche sei, aber eigentlich stehe sie doch, so Kardinal Santos von Manila in seinem großen Plädoyer für ein eigenes Mariendokument des Vaticanum II „quodammodo supra Ecclesiam“ (Acta Synodalia II/3, 338–345). Für die konkrete Frau wurde Maria ein schlechterdings unerreichbares Vorbild. Sie war zugleich Jungfrau und Mutter. Keine andere Frau kann dies. So blieb nur die Wahl: entweder bleibt sie – wo möglich im Ordensstand – physisch Jungfrau und wird geistlich Mutter oder sie wird wenigstens physisch Mutter, dies dann aber auch beinahe zwangsweise. Es ist kein Wunder, wenn immer weniger Frauen sich mit diesem Marienbild und dieser Geschlechtsrolle identifizieren konnten. Die Krise des theologisch-christlichen Feminismus ist dadurch wesentlich heraufbeschworen worden.

Inzwischen gehört es auch im katholischen Raum wenigstens zum verbalen Muß, die Gleichwertigkeit und Gleichrangigkeit der Frauen und Männer zu betuern. Die Kirche auf beinahe allen Ebenen tut sich aber nach wie vor sehr hart, den Worten Taten folgen zu lassen. Nicht selten dürfte hinter dem Zögern eine vielschichtige Angst stecken – unter anderem auch die, irgendwelche Traditionen zu verraten oder einem Modetrend nachzugeben. Nichts ist unberechtigter als solche Furcht. Neben anderen Argumenten darf hierfür gerade auf die Marienlehre rekuriert werden. Schlagen wir noch einmal die uns vom Thema her interessierenden Seiten des Dokumentes „Redemptoris Mater“ auf. Wir sahen, daß der Papst da versucht, die Dimensionen der „neuen Mutterschaft“ an Hand der mariologischen Daten zu beschreiben. Das tut er mit ekklesiologischer Abzweckung. Die Mutterschaft Marias setzt sich „in der Kirche und durch die Kirche ‚neu‘ fort“ (Nr. 24). Damit sind natürlich auch wir als Kirchenglieder gemeint.

Worin besteht nun die Mutterschaft Marias in der Dimension des Reiches Gottes? Der hohe Verfasser beschreibt sie in den Nummern 20–24 als Hören auf das Wort Gottes, als Handeln nach diesem Wort, als Glauben, als Nachfolge und Jüngerschaft, als Sorge für die Menschen „in der ganzen Breite ihrer Bedürfnisse und Nöte“ (Nr. 21), als vermittelndes und fürsprechendes Tun, als Ausharren unter dem Kreuz. Alle diese Aktivitäten sind aber Haltungen, die nicht im mindesten an das weibliche Geschlecht gebunden oder ihm exklusiv zuweisbar sind. Es handelt sich hier um fundamentale Realisierungen der christlichen Existenz schlechthin, die jedem Christen aufgegeben sind. Wenn nun aber die eigentliche ekklesiologische Bedeutung der Mutterschaft in dieser Reich-Gottes-Dimension besteht, kann zumindest aus der Mariologie weder eine Hierarchisierung der Geschlechter noch eine Rollenzuweisung begründet werden – auch nicht in bezug auf die Wertigkeit von Jungfräulichkeit und Mutterschaft. In diesem Moment fiele man aus der spirituellen Höhe christlicher Glaubensreflexion in die Niederungen einer Geschlechter-Ideologie zurück, die christlich nicht gedeckt ist, auch wenn sie Christen lange vertreten haben und dies auch noch immer tun. Maria ist der Typus der Kirche, nicht der Frauen. Die Kirche aber umfaßt Männer und Frauen nicht nur als statistische Größen, sondern so, daß es „in Christus“ – so Paulus im Galaterbrief – nicht mehr „Mann und Frau“ gibt (3,28). So sagt die Einheitsübersetzung und die Vulgata. Im griechischen Urtext steht: οὐκ ἐνὶ ἀρσενίῳ καὶ θήλειᾳ, d.h. nicht „Männliches“ und „Weibliches“. Worin immer genau die Geschlechtsunterschiedlichkeit im nichtsexuellen Bereich auch bestehen mag, welche tatsächlichen oder auch nur kultural bedingten Rollenschemata gelten mögen – in der Kirche haben sie immer dann keine Bedeutung, wenn es um deren wesentliche Aufgaben und Funktionen geht.

Die Feststellung wird bestätigt, wenn man noch einmal den Blick auf die historischen Gestalten Maria und Jesus wirft. Es ist sicher nicht von ungefähr, daß Gott bei der Realisierung seines Erlösungsplanes beide Geschlechter zwar je nach ihrer Spezifität, aber dann gleichermaßen aktiviert. Gott wird Mensch als Mann, aber er setzt das Ja der Menschheit voraus, das eine Frau in der konkreten Situation zu geben hat. In der faktischen Ordnung sind beide Phasen des Erlösungswerkes miteinander unlösbar verschränkt. Gott kann in der von ihm gewählten Ordnung nur männlich Mensch werden, wenn eine Frau das will. Die unscheidbare Angewiesenheit beider Geschlechter kann nicht schärfer herausgearbeitet werden. Sie läßt auch nicht den mindestens legitimen Raum für eine Hierarchisierung. Sie läßt aber sehr wohl Raum für die jeweilige Eigenart von Mann und Frau. Nur eine Frau kann Mutter werden – das gilt immer; nur ein Mann vermag in der soziokulturellen Situation der Zeitenwende die Reich-Gottes-Predigt wirksam zu vollziehen – das gilt also nicht für immer. Die grundlegende Antwort auf den Ruf Gottes aber ist für alle Menschen grundlegend und grundsätzlich gleich: der Glaube, der eine jungfräuliche wie eine mütterliche Dimension hat. So kann dann Jesus die Apostel mit Müttern beim Gebärdakt vergleichen, wie wir sahen; und das ist kein Stilbruch. So kann dann

auch das patristische Symboldenken die ganze Kirche und jeden Gläubigen als „Mutter“ bezeichnen.

Die von der Frage nach der Mutterschaft ausgelöste Geschlechterproblematik haben wir bis jetzt eigentlich nur negativ behandelt, indem wir feststellten, worin sie in Wirklichkeit nicht liegt. Wir müssen natürlich noch wenigstens andeutungsweise darüber reden, worin der positive Sinn der geschlechtlichen Dualität liegt, die sich am signifikantesten in Vaterschaft und Mutterschaft darstellt. Da kommen wir freilich zunächst einmal nicht sehr über eine einfache Problemanzeige hinaus. Früher war man sich einmal ganz sicher, welche Eigenschaften dem Manne, welche der Frau zukämen. Damit begründete man ja den Patriarchalismus, darin suchen manche radikale Feministinnen gleicherweise den Matriarchalismus zu fundieren. Aber die anthropologischen Disziplinen sind gegenwärtig sehr unsicher geworden, wenn sie Rede und Antwort stehen sollen. Abgesehen von den durch die genitale Sexualität gegebenen Differenzen – also Zeugung und Geburt einschließlich Stillen – ist es außerordentlich problematisch, hieb- und stichfeste Zuweisungen vorzunehmen. Gibt es wirklich rein weibliche und rein männliche Eigenschaften oder sind sie letztlich kulturell zugewiesene Rollen? Gibt es eine eindeutige psychisch-geistige Männlichkeit und Weiblichkeit oder allenfalls differenzierte Ausformungen des Menschseins? Die Gelehrten streiten; der Theologe ist außerstande, den Schiedsrichter zu spielen.

Ohne Zweifel aber steht jedenfalls eines fest: Männer und Frauen werden von einander angezogen, sie wirken auf einander faszinierend, sie suchen Dialog und Kommunikation. Dies geschieht auf allen Ebenen des männlichen bzw. weiblichen Menschseins. Man unterscheidet von daher *Sexus*, *Eros* und *Agape* oder *Caritas* als die Formen menschlicher Liebe, die alle in Beziehung zueinander stehen, die ein großes Ganzes bilden. Gemeinsam ist ihnen allen das Bestreben nach Einheit und Vereinigung, aber nicht in der Weise, daß ein Teil den anderen vereinnahmt – das wäre die Definition von Vergewaltigung –, sondern daß er ihn als den anderen gelten läßt und seine Erfüllung darin findet, daß der andere sich als andersartiger Mensch übereignet. Liebe spricht sich gewissermaßen immer in den Sätzen aus: „Es ist gut, daß es dich gibt“ – und zwar so, wie du bist – und: „Ich will dein sein und du sollst mein sein“. Erfüllt sich der Sinngehalt dieser Sätze, wird die Liebe fruchtbar: aus der Vereinigung entsteht ein Neues. Am sichtbarsten wird dies auf der unserer Sinnhaftigkeit zugänglichsten Ebene, bei der sexuellen Liebe, aus der ein Kind, ein neuer Mensch entsteht, der mehr ist als die Summierung von Vater und Mutter.

Die Zuordnung der Geschlechter wie auch ihre Unterschiedenheit bekommen damit eine gleichsam sakramentale Bedeutung, die wiederum in der ausdrücklich die Sexualität einbeziehenden Beziehung der Ehe auch als Sakrament im engeren Sinne der kirchlichen Sakramente aufscheint. Die Geschlechtlichkeit ist einmal das Zeichen für jegliche menschliche Kommunikation: es wird etwas mitgeteilt, nein: einer teilt sich dem anderen mit – und

dadurch wird das Menschsein schlechthin ermöglicht – angefangen von der Erhaltung des Menschengeschlechts durch Vermehrung bis hin zum zwischenmenschlichen Frieden, der ja ebenfalls nur als kommunikative Interaktion bestehen kann. Darüber hinaus aber wird die Geschlechtlichkeit auch Zeichen für das Verhältnis zwischen Gott und Menschen. das braucht nicht weiter ausgeführt zu werden: Sie kennen die Heilige Schrift gut genug, um zu wissen, daß sie die Partnerschaft zwischen Gott und Menschen, die Gott als der Gott des Bundes begründet, an ungezählten Stellen im Bild von Ehe und Geschlechterliebe beschrieben und illustriert wird. Diese haben aber noch eine dritte Zeichendimension: sie zeigen jedenfalls nach geschehener Offenbarung auch etwas vom Wesen des dreieinen Gottes. Er ist der Urgrund und die Urwirklichkeit aller Liebe. Er selber kann nicht genauer benannt werden als mit dem Wort „Liebe“. Gott kann darum auch nur erkannt werden, wo sich Liebe ereignet. Johannes sagt es gleich zweimal in seinem ersten Brief: „Wir wollen einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt, denn Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4,7 f.). Ein paar Zeilen weiter wiederholt er: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm“ (V.16). Es kann nicht Wunders nehmen, wenn die christliche Trinitätsspekulation ihr ansprechendstes und verständlichstes Bild von der immanenten Trinität von den Gesetzen der Liebe her entwickelt: der Vater liebt mit unendlicher Liebe den Sohn und wird ebenso von ihm geliebt. Diese Liebe ist von so expressivem Ausdruck, daß sie selber personal als Geist der Liebe ist. Eine schwache Entsprechung davon ist, wie schon gesagt, die Liebe zwischen Mann und Frau, aus der das Kind gezeugt wird; aber letztlich hat jede Geschlechterliebe in allen ihren Formen diese Struktur. Wenn sie aber eine Realität ist, die über sich hinausweist und also die Qualität eines realen Zeichens besitzt, ist es ebenso schwierig wie auch letztlich theologisch belanglos, die Zeichenelemente krampfhaft auf Mann und Frau zu verteilen und von da aus dann hierarchische Relationen zu konstituieren. Was zählt, ist die Liebe – und der Mann wird sie väterlich, die Frau mütterlich verwirklichen; aber so wie schon biologisch kein Mensch n u r Mann bzw. Frau ist, sondern ebenso gegengeschlechtliche Elemente in sich trägt, wird auch die kommunikative Liebe jeweils zur Vollform tendieren, die bei der Väterlichkeit durch Mütterlichkeit und bei dieser durch Väterlichkeit zu kompensieren ist. In dieser Möglichkeit und Notwendigkeit liegt nicht zuletzt der menschliche Wert der freiwilligen Ehelosigkeit begründet. Diese ist nicht Liebesverzicht, sondern Liebeserfüllung in einer spezifischen Weise.

Eine Bestätigung dieser Überlegungen erhalten wir durch einen nochmaligen Blick auf die Dimension der Mutterschaft, die uns an Maria sichtbar wird. Sie ist zunächst vollkommene Hingabe an den Willen Gottes. Diese ist nur aus freiwilliger und dienstbereiter Liebe möglich. Das verdeutlicht schon die lukanische Verkündigungserzählung mit der kritisch-nachdenklichen Frage und der auf die Engelsantwort hin erfolgenden Zusage des Mädchens aus Nazaret: „Mir geschehe, wie du gesagt hast“. Noch klarer macht es uns der

dritte Evangelist in seiner Fassung der Verwandtenperikope, die wir hier in der markinischen, der ältesten Fassung betrachtet haben. Er baut sie als Schlußteil einer ziemlich umfangreichen Passage mit dem Stichwort „Hören“ ein (Lk 8,1–21; die Verwandtenperikope 19–21). Die einzig richtige Haltung gegenüber Gott und dem Verkündiger seines Reiches ist das aufgeschlossene, tatwillige Hören, d. h. die Bereitschaft für das Wort Gottes, für das, was er uns mit-teilen will. Diese Haltung und nur diese Haltung allein macht einen Menschen zur Mutter bzw. zum Bruder Jesu. Daß V.21 die beiden Geschlechter genannt werden, relativiert bereits Mütterlichkeit. Sie ist nicht unbedingt eine geschlechtsgebundene Haltung, sondern hat sich je der eigenen Individualität nach zu vollziehen, zu der selbstverständlich die sexuelle Prägung zählt. Mütterlichkeit zeigt sich also in der rezeptiven Bereitschaft für Gott. Diese fordert aber stets auch die Tat, schlußendlich die Tat der Weitergabe des Wortes Gottes, das durch die Menschen alle Menschen erreichen soll. Wie dem weiblichen Empfangen das aktive Gebären folgt, so folgt dem Hören des Gotteswortes dessen Verkündigung. Den Texten über das Hören bei Lk 8 schließt sich die Perikope vom Seesturm – die Angst der Jünger erklärt Jesus aus ihrem Nicht-Hören – und von der Heilung des gerasenischen Besessenen an. Diesem sagt der Herr im letzten Vers des Kapitels: „kehr in dein Haus zurück und erzähl alles, was Gott für dich getan hat. Da ging er weg und verkündete in der ganzen Stadt, was Jesus für ihn getan hatte“ (Lk 8,39). Die Kirchenväter haben in Erkenntnis dieser Zusammenhänge denn auch die Kirche deswegen als Mutter bezeichnet, weil sie durch ihre Verkündigung und durch die Spendung der Sakramente, die nach Augustinus auch „*verbum visibile*“, sichtbares Wort sind, dem dreieinen Gott neue Kinder schenkt. Das aber geschieht nicht nur durch Frauen, sondern auch, und gerade im amtlichen Tun, jedenfalls bis jetzt, nur durch Männer.

Wir müssen uns mit diesen eher aphoristischen Gedanken begnügen. Sie bedürfen der weiteren Erwägung, aber ich meine, daß sie imstande sind, auch wirklich zum Nachdenken anzuregen – auch in Richtung auf die Theologische Anthropologie, bei der es noch so viele unentdeckte Gebiete gibt.

### *Verwirklichung der „Mutterschaft im Reich Gottes“*

Die theologische Entdeckungsreise ins Land der Menschen ist heute deswegen so wichtig, weil nichts so sehr bedroht ist wie die Menschlichkeit des Menschen, auf der anderen Seite aber die Menschenliebe Gottes Grund und Inhalt unserer eigenen christlich-kirchlichen Sendung ist. Weil Gott die Menschen liebt, hat er uns gerufen und berufen. Am Schluß dieser Ausführungen haben wir uns daher wenigstens mit der Frage konfrontieren zu lassen, was das hier und heute und für uns konkret bedeutet. Wie schon bemerkt, kann sie an dieser Stelle nicht erschöpfend beantwortet werden. Einige Denkanstöße aber lassen sich geben. Sie sind, das muß nachdrücklich wiederholt werden, durch das je eigene Bedenken zu erweitern, zu ergänzen, aufzufüllen.

Die Bildmomente aus der biologischen Mütterlichkeit für die Mutterschaft im Reich Gottes sind, wie wir sahen, die Bereitschaft zum Empfangen (das „Hören“) und die Bereitschaft zum Gebären (zum „Verkündigen“). Was das erstere anlangt, so möchte ich auf zwei Dinge aufmerksam machen. Zu hören ist natürlich in erster Linie auf das Wort Gottes, wie es uns in der Kirche erreicht. Es genügt dazu freilich nicht, bloß die vielen kirchenamtlichen Papiere zu lesen – das kann schon rein zeitlich kaum noch jemand. Gott spricht ja nicht nur durch das Lehramt zu uns, sondern ebenso sind Erkenntnisquellen die Heilige Schrift – und sie vor allen anderen Quellen, auch vor den Lehräußerungen –, die Tradition, die Theologie und der Glaubenssinn der Gläubigen. Auf die beiden letztgenannten möchte ich vor allem das Augenmerk richten. Unter den fünf genannten Erkenntnisquellen sind Lehramt, Theologie und Glaubenssinn Größen, die in der Gegenwart ihre Funktion ausüben. Der Theologie fällt dabei wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich, der Part des Prophetischen zu. Sie hat kritisch und verantwortet alle neuen Entwicklungen in der Welt zu registrieren, zu prüfen und gegebenenfalls zu integrieren in das Ganze des gelebten christlichen Glaubens. Sie ist daher als ganze und tendenziell progressiv, d. h. auf die Weiterentwicklung des Glaubensverständnisses, auf die Intensivierung des Hörens auf das Wort Gottes angelegt. Wenn und weil sich nun die Entwicklungen in der Welt heute ungeheuer beschleunigt haben und wir ständig neue Herausforderungen zu bestehen haben; setzt das Hören der Christen notgedrungen ein stärkeres theologisches Engagement voraus als in der Vergangenheit. So wie keiner mit dem Wissen und der Kenntnis in seinem Beruf auskommt, die er sich in der Ausbildungszeit erworben hat, sondern – so sagen die Experten – in einem Berufsleben wenigstens zweimal neu beginnen muß, so kann auch der Christ sich nicht mit dem Schulkatechismus-Wissen begnügen; nicht einmal der studierte Theologe reicht mit seiner Ausbildung viel weiter als allenfalls ein Jahrzehnt, wenn die Ausbildung denn gut war. So gehört heute die theologische Fortbildung zu den indispensable Elementen der Hörbereitschaft, die der Glaube einschließt.

Von nicht minderer Bedeutung ist die Beachtung des Glaubenssinnes der Gläubigen. Darunter ist streng theologisch das allen Glaubenden zukommende freie Charisma der inneren Übereinstimmung mit dem Glaubensgegenstand zu verstehen. Das ist ein weites Feld. Ich greife nur einen Punkt davon heraus: die Gestimmtheit der Christen heute von den Problemen des heutigen Lebens. Wir alle sehen, mehr oder weniger hilflos, daß auf der einen Seite immer mehr Christen sich in ihrem Glaubensvollzug von den amtlichen kirchlichen Maßstäben entfernen, und zwar mit größter Seelenruhe, daß auf der anderen Seite das religiöse Bedürfnis ständig wächst – aber auf nicht mehr kirchlichen Bahnen. Man braucht nur an den Erfolg der neuen esoterischen Bewegungen wie *New Age* zu denken. Dieses Phänomen wirft die Frage auf, ob es uns, den aktiven Christen, eigentlich noch gelingt, die wirklichen Nöte und Sorgen der Menschen, die eben unter anderen Horizonten leben als die traditionelle Christenheit in der Hut der wenig befragten Or-

thodoxie, zu vernehmen – zu vernehmen nicht nur mit unseren Sinnesorganen – das wird uns ja nicht erspart –, sondern zu vernehmen mit den Ohren und Augen des Glaubens, der auch noch hinter scheinbarer Aufmüppigkeit und Aggressivität die existentielle Sorge, ja Verzweiflung spürt und sich davon ebenso existentiell betroffen läßt. Man kann sich nicht immer des Eindrucks erwehren, als böten wir perfekte Antworten auf Fragen, die keiner stellt, seien aber taub gegenüber den Problemen, die die Menschen tatsächlich haben. Wenn man beispielsweise so manche Kirchenzeitung verfolgt und liest, was da verhandelt wird, und dann aus der eigenen pastoralen Sprechstunde erfährt, was die Zeitgenossen tatsächlich bedrückt, erschrickt man doch vor der da zutage tretenden Diskrepanz.

Im empfangenden Hören erschöpft sich geistliche Mutterschaft nicht – sie setzt sich im verkündenden Gebären des göttlichen Lebens fort. Es kann seinem innersten Wesen nach nur die Weitergabe des Wortes Gottes sein. Dieser Imperativ wird aber – stimmt die eben angestellte Analyse – nicht mehr ausschließlich dadurch eingelöst, daß man eine exakte und sozusagen wasser-dichte Dogmatik bietet. So wichtig das ist, so bedeutsam ist es auch, daß deren innerster Kern erschlossen wird – und das ist die Botschaft von der restlosen Mitteilung der Liebe Gottes. Das ist etwas primär Existentielles und personal zu Vollziehendes, dem das Lehrmoment zwar notwendig, aber nachrangig folgt. Wir leben heute in einer Epoche, die durch den Primat des Sachlichen und des Technischen charakterisiert wird. Dieses wird zunehmend kompliziert: nur ganz wenige Fachleute durchschauen wirklich noch die Probleme, die alle vital angehen – Energieproblem, Rüstungsfragen, Computertechnik sind ein paar rasch assoziierte Begriffe zur Veranschaulichung. Die Menschen werden dadurch in immer größere Angst versetzt; sie sehen sich wehrlos unbegreifbaren Manipulationen ausgesetzt. Eben darum flüchten sie dorthin, wo ihnen Zuneigung, Wärme oder auch bloß die Reduktion der farbigen Welt auf einen Holzschnitt verheißen wird – das Phänomen des weltweiten Fundamentalismus wie der Esoterik-Welle. In dieser Situation bedeutet Verkündigung zuerst, sich liebend, verstehend geduldig, eben mütterlich in des Wortes tiefster Bedeutung, den Menschen zuzuwenden. Vor allem werden die jungen Menschen unter diesem Aspekt Ziel unserer Christlichkeit sein. Sie existieren in einer Gesellschaft, die kaum noch einen Kanon unhinterfragter Werte, geschweige denn eine konsensfähige Weltanschauung besitzt. Weil sie spüren, daß die falsche Wahl im Angebot der Ideologien verhängnisvolle Folgen haben könnte, bleiben sie oft abstinent. Sie hängen der Weltanschauung der Weltanschauungslosigkeit an – und zweifeln an und mit ihr. Jungen Leuten aus der eigenen christlichen Existenz heraus Halt, Vertrauen, Zuneigung, Zärtlichkeit, Verstehen, offene Empfänglichkeit zu schenken, ist eine der wichtigsten Aufgaben, für die in besonderer Weise der berufen ist, der sozusagen hauptamtlich im Dienst der Kirche ist – wie beispielsweise auch der Ordenschrist. Dieser kann und soll in diesem Dienst noch die je besondere Spiritualität fruchtbar machen, die seine eigene Berufung als Eintritt in gerade diese unter vielen möglichen Or-

densozialgemeinschaften bestimmt hat. Dieser Dienst wird wiederum primär nicht darin bestehen, zu indoktrinieren und sozusagen immer direkt den lieben Gott ins Spiel zu bringen. Es gibt eine Anekdote, die das auf nette Weise, aber eigentlich auch auf schreckliche Art auf den Begriff bringt. Im Bayerischen Wald hat ein Kloster Berliner Kinder zu Ferien aufgenommen. Am letzten Tag machen die Schwestern einen bunten Nachmittag. Es werden auch Rätsel aufgegeben. „Was ist das“, sagt eine, „es ist braun, hat einen buschigen Schweif, klettert auf Bäume frißt Eicheln?“ – „Ich würde sagen, das ist ein Eichhörnchen“, meldet sich ein Junge, „aber wie ich den Betrieb hier kenne, ist es das liebe Jesuskind“.

Was heute gefordert wird, ist etwas viel Schlichteres, aber auch viel Schwereres: die reine, unverstellte, restlose Menschlichkeit, die ihr Maß an jener des Gottmenschen nimmt. Wer uns begegnet, sollte spüren: Das ist ein echter Mensch: Er ist voll Humor, voll Vertrauen und Gelassenheit, obschon auch er seine Schwierigkeiten hat, angefochten ist. – Wenn wir über diese Dinge nachdenken, sollte uns nicht in Vergessenheit geraten, was der Gerichtsherr einmal sagen wird (Mt 25): Kriterium für den Entscheid über unser ewiges Geschick ist die Weise, wie wir den Geringsten entgegengetreten sind. Die Not der Geringsten aber ist die alltägliche Not – Hunger und Durst, Unbehaustheit und Ungeborgenheit, Unterdrückung, Hinfälligkeit und Krankheit.

Ein unermeßliches, aber auch ein fruchtbares Feld für die Mutterschaft im Reiche Gottes tut sich uns auf. Wir werden es je beschreiten und zur Ernte bereiten müssen. So hört zwar jetzt diese Besinnung auf, aber was da vorgebracht worden ist, muß aufgenommen und weitergetragen werden. Es stand unter mariologischem Vorzeichen. Auf dem nun vorgezeichneten Wege ist die Mutter des Herrn die Schwester unseres Glaubens. Sie ist die Madonna della Strada – so heißt ein altes römisches Marienbild. Sie ist Weggeleiterin der Christen. Ich möchte schließen und zugleich zu Ihrer Praxis eröffnen, indem ich Ihnen das Kontakion der orthodoxen Liturgie vom 1. Fastensonntag, dem „Sonntag der Orthodoxie“, als Gebet vorlege. Es ist, so meine ich, die denkbar beste Zusammenfassung unserer Thematik:

„Das nicht abbildbare Wort des Vaters  
wurde, als es aus dir, Gottesgebälerin,  
Fleisch annahm, abgebildet  
und hat dem befleckten Bild  
seine ursprüngliche Gestalt wiedergegeben  
und es mit göttlicher Schönheit ausgestattet.  
Wir aber preisen die Erlösungstat  
und legen in Wort und Werk Zeugnis für sie ab“  
(Horologion to mega, Athen o. J., 457).